

Zeitschrift: RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen
Herausgeber: Redaktionskollektiv RosaRot
Band: - (2015)
Heft: 48

Artikel: Geniessen in Zeiten des Neoliberalismus : Interview
Autor: Schulthess, Anja Nora / Soiland, Tove
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geniessen in Zeiten des Neoliberalismus

Ein Gespräch mit Tove Soiland über den Imperativ des Geniessens, das Rätselhafte des Begehrens und die patriarchale Dividende

ANS

Anja Nora Schulthess:

Heute werden wir ständig dazu aufgefordert zu konsumieren, unser Leben zu genießen, uns selbst zu verwirklichen. Leben wir in einer Zeit des Imperativs des Geniessens – wie Slavoj Žižek behauptet? Und um was für ein Geniessen geht es hier überhaupt?

Tove Soiland:

Das ist eine wichtige Frage, weil es ja nicht einfach so ist, dass wir lustbetont leben. Man muss also wissen, was Žižek mit dem Begriff des «Geniessens» meint. Žižek übernimmt diesen Begriff von Lacan, der die protestierenden StudentInnen in den 1960er-Jahren davor warnt, dass sie mit der Abschaffung sämtlicher Autoritäten einer neuen Herrschaftsform unterstellt werden, der sie mit ihren Liberalisierungsforderungen zudienen. Nach Lacan ist die 68er-Bewegung Ausdruck einer Veränderung in der Triebstruktur der Subjekte. Die Zeit bis zur Fordismuskrisis Mitte der 1970er-Jahre ist die Zeit der bürgerlichen Kleinfamilie, in der der Va-

ter noch, mehr oder weniger, die patriarchale Autorität besitzt. Eine Zeit also, in der sich die psychische Struktur entlang eines Verbots herausbildet. Mit der antiautoritären Bewegung und der sexuellen Befreiung tritt an die Stelle des Verbots ein Gebot, das zwar, weil es ein Gebot ist, auch eine repressive Form hat, aber viel schwieriger zu durchschauen ist. Und weil es kein Verbot, keinen strengen Vater mehr gibt, bin ich selbst schuld, wenn ich mein Glück nicht erreiche.

ANS: Žižek bringt folgendes Beispiel, um diesen Übergang zu beschreiben: Ein Kind möchte nicht mit zur Grossmutter und lieber zu Hause spielen. Während der Patriarch dem Kind verbietet zu Hause zu bleiben und mit Konsequenzen droht, sagt der antiautoritäre Vater zum Kind: «Das musst du selbst entscheiden. Du musst einfach bedenken, dass deine Grossmutter sehr enttäuscht wäre, wenn du nicht mitkommst» – was für das Kind natürlich fatal



Tove Soiland ist aktiv in der Frauenbewegung, studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik in Zürich. Ihre Dissertation veröffentlichte sie unter dem Titel Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine Intervention im Streit zwischen Lacan und den Historisten (Wien: Turia+Kant 2010). Sie ist Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten (u.a. in Zürich) und unterrichtet feministische und politische Theorie bei der Gewerkschaft VPOD in Zürich. 2003 initiierte sie den «Gender-Streit», eine Kontroverse um die theoretischen Grundlagen des Gender-Begriffs.

ist, weil es nicht mal mehr wütend auf den Vater sein kann.

TS: Ja. Es ist wichtig zu sehen, dass dies auch eine Herrschaftsstruktur ist. Es handelt sich um eine neopatriarchale Struktur, die sich entpersonalisiert hat – weil die Autoritätsperson verschwunden ist. Die Instanz, die dafür verantwortlich gemacht werden kann, dass ich mein Glück nicht finde, ist verschwunden. Dennoch finde ich das Glück natürlich nicht. Das gehört zum menschlichen Wesen.

ANS: Und es wird schwieriger subversiv zu sein, oder? Gegen wen soll man sich denn noch auflehnen?

TS: Ich glaube, das ist das Problem, das heute vor allem auch junge Frauen betrifft. Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der die Matura für uns Frauen als überflüssig angesehen wurde, weil wir ja sowieso heiraten würden. Wir konnten wenigstens gegen den Lehrer oder die Eltern opponieren. Heute hingegen werden junge Frauen überall gefördert. Und wenn du dann als Frau mit dreissig merkst, dass du

Die Männer haben etwas von dieser Geschlechterordnung. Ansonsten wäre die ganze Geschlechterdebatte von den Männern und nicht von den Frauen ausgegangen.

doch nicht erreicht hast, was dir in Aussicht gestellt wurde, dann kannst du die Ursache dafür nur noch in dir selbst sehen. Darum ist es für junge Frauen heute auch so schwierig zu verstehen, was mit ihnen passiert.

ANS: Dennoch gab es auch vor der Abschaffung der Autoritäten kein ungebrochenes Geniessen.

TS: Im menschlichen Geniessen gibt es immer etwas, das unmöglich ist. Diese Unmöglichkeit, das sagt sowohl Lacan wie auch Freud, ist konstitutiv dafür, dass der Mensch nicht einfach Nutzenmaximierer ist. Der Mensch wäre unglücklich, wenn es diese konstitutive Unmöglichkeit nicht gäbe.

ANS: Das heisst, es gibt ein Geniessen, aber keine eigentliche Befriedigung?

TS: Doch. Es gibt sogar eher eine Befriedigung, wenn es diese konstitutive Unmöglichkeit gibt. Wir kennen das, wenn wir beispielsweise schwierige Texte verstehen wollen. Es befriedigt uns nicht, wenn diese Texte in ein bachelorisiertes Modulwissen übersetzt werden. Damit fehlt das eigentlich Interessante: das Hindernis. Mit dem Jenseits des Lustprinzips meint die Psychoanalyse nicht etwas Unlustvolles, sondern das, was wir letztlich in einer Liebesbeziehung suchen und nicht zu haben ist. Wir kennen beispielsweise die Enttäuschung darüber, dass in einem Geschenk nicht das ist, was wir darin suchen – den Liebesbeweis. Aber wie soll man die Liebe beweisen?

ANS: Und trotzdem suchen wir danach. Ist dieses Hindernis, diese Unerfülltheit also letztlich unser eigentlicher Antrieb?

TS: Ja, doch ich würde nicht vom Unerfüllten, sondern von etwas Geheimnisvollem sprechen. Und nun ist der Imperativ des Geniessens genau der Imperativ, dieses Rät-

selhafte unseres Begehrens – wie Lacan sagt – aufzuklären. Das heisst: Die neoliberale Gesellschaft legt uns nahe, dass wir das Rätselhafte unseres Begehrens nicht nur vollständig aufklären können, sondern auch müssen.

ANS: Welche Funktion nehmen Waren in diesem «neoliberalen» Geniessen ein?

TS: Die Konsumkritik, die die Frankfurter Schule für die fordistische Gesellschaft geleistet hat, ist immer noch gültig. Was nun aber Lacan, Žižek und die Schule von Ljubljana dieser Analyse hinzufügen, ist, dass wir nicht nur im Konsumieren von Waren einem gesellschaftlichen Imperativ folgen, sondern auch dann, wenn wir unseren «ureigensten inneren» Werten folgen, also einen Yogakurs machen oder etwas ähnliches. Selbst wenn wir auf Konsumgüter verzichten, folgen wir dem Befehl, unser wahres Selbst, den richtigen Partner, ein erfülltes Liebes- und Sexualleben zu finden – was natürlich eine Illusion ist.

ANS: Nun unterstellt etwa Robert Pfaller unserer Gesellschaft mit ihren Geboten gesund, schön, erfolgreich zu sein, gerade eine Lustfeindlichkeit. Man soll geniessen, ja, aber nicht zu viel und nicht so, dass man damit Gesundheitskosten verursacht. Wie geht das mit dem Imperativ des Geniessens zusammen? Ist das überhaupt ein Widerspruch?

TS: Das ist nicht unbedingt ein Widerspruch, denn das «richtige» Geniessen ist ja auch ein Optimierungsgebot. Denken wir an all die Einschränkungen wie vegane Ernährung, Redeverbote und Political Correctness, die sich vor allem die junge Generation selbst auferlegt. Dabei geht es letztlich um eine Optimierung des Geniessens. Und das kann auch lustfeindlich sein.

ANS: Muss man also wegkommen davon, «Geniessen» als etwas Unproblematisches, stets Angenehmes zu denken?

TS: Unbedingt. Wenn ich eine Wurst esse, ist das vielleicht noch lustvoll, das Essen der zweiten ist schon weniger lustvoll und das Essen der dritten und vierten ist es definitiv nicht mehr. Die Lust hat etwas Problematisches an sich.

ANS: Nun gibt es ja gemäss Lacan verschiedene Arten des Geniessens. So unterscheidet er das «phallische Geniessen» vom

«Geniessen des Anderen», das er auch das «weibliche Geniessen» nennt. Bis anhin haben wir über das «phallische Geniessen» gesprochen, richtig?

TS: Ja. Der Ausdruck «phallisches Geniessen» kommt daher, dass die Libido gemäss Freud männlich ist. Das phallische Geniessen entspricht einem auf ein Objekt gerichteten Geniessen. Von daher auch die feministische Kritik: Das Phallische braucht immer ein Objekt, macht also jemanden, meistens die Frau, zum Objekt. Nun gibt es bei Lacan ein Konzept, welches das Geniessen von der Seite des Objekts her denkt, das einem nicht-zielgerichteten Geniessen entspricht. Und dieses Geniessen wird – vielleicht auch etwas idealisierend – der Frau zugeschrieben.

ANS: Frauen hätten also, obwohl sie natürlich auch phallisch geniessen, einen privilegierten Zugang zu diesem anderen Geniessen?

TS: Genau. Wobei es wichtig ist zu betonen, dass Lacan Frau- und Mann-Sein nicht biologisch definiert, sondern aufgrund der Begehrensposition. Was Lacan als «Frau» bezeichnet, ist die Position, die zu einem nicht-phallischen Geniessen Zugang hätte, was, wie du richtig sagst, nicht heisst, dass Frauen nicht phallisch geniessen. Das ist gerade das Emanzipationsversprechen unserer Gesellschaft: dass Frauen in die Position des Männlichen gelangen können. Lacan fragt zu Recht, ob es wirklich das ist, was Emanzipation genannt werden kann oder ob es nicht darum ginge, eine andere Form des Geniessens zu finden.

ANS: Und gibt es sie, diese andere Form des Geniessens?

TS: Ich denke, dass dieses andere Geniessen, das Lacan im Seminar Encore ausarbeitet, eine Antwort auf Luce Irigarays Speculum ist: ihr Denken eines nicht eingelösten Potentials, einer Form des nicht-objektgerichteten Geniessens. Das Problem mit dem objektgerichteten Geniessen ist seine Struktur des Verbots: das Verbot des Zugangs zum Körper der Mutter in der ödipalen Struktur oder eben die Suggestion in der neopatriarchalen Gesellschaft, dass dieses Verbot aufgehoben ist – was genauso problematisch ist: In beiden Fällen wird suggeriert, dass es diesen Zugang überhaupt geben könnte. In diesem Sinn verbietet das ödipale Verbot etwas Unmögliches und lässt damit den Glauben an dessen Existenz entstehen. Was

Irigaray deshalb versucht zu denken, ist eine andere Form der Begehrensstruktur, in der die für den Menschen konstitutive Unmöglichkeit nicht von einem Verbot herkommt. Konkret: dass nicht der Vater dem Kind den Zugang zum Körper der Mutter verbieten muss, sondern, dass die Frau selbst dem Kind eine Struktur und damit eine Grenze geben kann, mit der ihre Subjektivität ins Spiel kommt. Dies würde ein ganz anderes Begehren, sowohl für das Mädchen wie für den Jungen, ermöglichen.

ANS: Es ist schwierig sich das vorzustellen. Das väterliche Gesetz bei Lacan steht ja für die ganze Kultur, Sprache, Sozialisation. Kann man sich denn überhaupt noch ein Subjekt denken, wenn es sich diesem Gesetz nicht unterwirft?

TS: Der späte Lacan versucht eine andere Subjektstruktur zu denken. Eine Struktur, in der eine unmittelbare Konfrontation mit dem Realen, ursprünglich dem Körper der Mutter, möglich ist. Irigaray hat diesbezüglich eine andere Haltung. Das Reale ist für sie ein rückprojiziertes Phantasma einer allumfassenden Erfüllung, letztlich der Verschmelzung mit dem Körper der Mutter. Es ist ein Problem unserer Kultur, dass dieser Körper im Dunkeln bleibt. Denn die Verrätselung des weiblichen Körpers lässt das Reale erst entstehen. Irigaray sagt: Wenn der Status der Frau und der Mutter in unserer Kultur ein anderer wäre, würde diese Vorstellung des Realen, der verheissungsvollen Verschmelzung gar nicht entstehen. Letztlich ist es das Inzestverbot, das die Vorstellung des Inzests überhaupt erst

Selbst wenn wir auf
Konsumgüter verzichten,
folgen wir dem Befehl,
unser wahres Selbst, den
richtigen Partner, ein
erfülltes Liebes- und
Sexualleben zu finden –
was natürlich eine
Illusion ist.

Es gibt nach wie vor eine
grosse narzisstische
Arbeitsteilung, die ich in
keinem Gleichstellungs-
programm skandalisiert,
thematisiert sehe.

hervorbringt. Und dieses Verbot verunmöglicht es der Frau, der Mutter, als Subjekt überhaupt in Erscheinung zu treten.

ANS: Kann man sich unter diesem anderen Geniessen etwas Konkretes vorstellen? Lacan spricht in diesem Zusammenhang meines Wissens von Kunst oder den Erfahrungen der Mystikerinnen.

TS: Ja, wobei diese Mystikerinnen ja wiederum von Männern erfunden wurden oder in einer sehr männlichen Tradition des Christentums stehen. Irigaray versucht das anders zu denken: mit der Vorstellung, dass sich diese Funktion des Verbots, von dem wir gesprochen haben, auf die Begegnung zweier Subjekte verschiebt. Konkret, dass diese Grenze – und es braucht diese Grenze beim menschlichen Geniessen – nicht von einer äusseren Instanz kommt, sondern dass sich die beiden Subjekte diese Grenze gegenseitig geben.

ANS: Und das würde auch eine ganz andere Form der Liebe und Erotik implizieren.

TS: Ja. Das Liebesobjekt würde in die Position des Subjekts geraten. Irigaray hat eine Menge Bilder für diese intersubjektive Konstellation gefunden, für die sie sehr kritisiert wurde, weil man diese Bilder stets biologistisch gelesen hat. Eine Metapher ist das Muköse, die Schleimhaut. Irigaray spielt damit, dass die Schleimhaut der Frau, also der Vagina oder dem Inneren der Gebärmutter, zugeschrieben wurde. Die Schleimhaut ist gleichzeitig Wand und durchlässig und damit Metapher für die Möglichkeit einer durchlässigen Grenze. Auch das Bild der Schamlippen, die sich gleichzeitig berühren und begrenzen, ist ein solches Bild. Es impliziert das Denken einer Erotik, in der kein Objekt mehr im Spiel ist. Man darf dies jedoch nicht als Urverschmelzung

denken, denn ohne Zwischenraum gibt es keine Begegnung. Auch Mutter und Tochter könnten sich, gemäss Irigaray, in einer je mütterlichen und je töchterlichen Liebe lieben, wenn es eine Sprache zwischen ihnen gäbe. Wenn diese Sprache also nicht durch eine Vatersprache ersetzt worden wäre, die ein Verbot einführt, welches wiederum das Paradox des Verbots des Unmöglichen mit sich brachte.

ANS: Gibt es Möglichkeiten Räume zu schaffen, in denen solche intersubjektiven Begegnungen eher möglich sind?

TS: Das ist eine schwierige Frage. Ich bin jedoch nach wie vor davon überzeugt, dass Frauenräume wichtig sind und einen Austausch unter Frauen ermöglichen – jenseits des Imperativs zu der von der Gesellschaft definierten Emanzipation. Heute wird es als grosse Emanzipation gefeiert, dass Mädchen forscher sind, wie Jungs auftreten und das tun, was sie vorher erlitten haben, also beispielsweise einen jungen Mann betrügen. Ich glaube, diese Errungenschaft beschränkt sich darauf, dass junge Frauen gelernt haben, die männliche Position einzunehmen. Hinter diesem männlichen Verhalten verbirgt sich letztlich eine grosse Unsicherheit und eine Frage, die das Begehren betrifft. Das eigene Begehren der Frau ist unter all den Angeboten der Gleichstellung und der Work-Life-Balance aus dem Blick geraten – unter all den Angebote, die letztlich wieder Imperative des Geniessens und Optimierens sind. Es ist ein Tabu geworden zuzugeben, dass wir in diesem Punkt immer noch sehr ratlos sind. Und dieses Tabu ist Ausdruck des Imperativs zum Geniessen. Junge Frauen müssen heute sehr früh Sexualität nachweisen können, sie müssen sexy Kleider tragen und sie müssen auch noch so tun, als ob sie sich darin wohl fühlen.

ANS: Du sagst, dass sich Frauen, was die Sexualität betrifft, den Männern anpassen. Aber ist es nicht auch hier dasselbe: «Ja, seid forsch, seid aktiv, aber nicht zu sehr!». Ein Mann, der viele Frauen hat, wird noch immer bewundert. Eine Frau, die viele Männer hat, dagegen nicht.

TS: Ich weiss nicht, ob das so ist. Und selbst wenn eine Frau sehr viele Männer hat, zweifle ich daran, dass es das ist, was sie befriedigt. Was ich vor allem erlebe, ist, dass es für Frauen sehr schwierig ist, beruflichen Erfolg

und Liebesleben zu verbinden. Die meisten Frauen, die ich kenne und die beruflich erfolgreich sind, sind Single. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass Frauen eher eine narzisstische Stütze für den Mann sind als umgekehrt der Mann für die Frau. Hier gibt es also nach wie vor eine grosse narzisstische Arbeitsteilung, die ich in keinem Gleichstellungsprogramm skandalisiert, thematisiert sehe.

ANS: Du redest vom Leiden und der Ratlosigkeit der Frauen. Aber leiden nicht auch Männer unter dieser Vorherrschaft des phallischen Geniessens?

TS: Ich glaube nicht, dass sie leiden, denn sie haben die «patriarchale Dividende» – so hat das Raewyn Connell genannt. Die Männer haben etwas von dieser Geschlechterordnung. Ansonsten wäre die ganze Geschlechterdebatte von den Männern und nicht von den Frauen ausgegangen. Ich bin gegen diese These, dass Männer darunter leiden, dass sie die Kinder nicht hüten können. Sie könnten sich das einrichten, wenn sie das wirklich wollten.

ANS: Ist eine andere Begehrensstruktur für die Frau überhaupt denkbar in Beziehung mit Männern?

TS: Ich denke schon. Das kann man sich ja auch nicht aussuchen, wenn man einmal positioniert ist. Vielleicht wäre das die Aufgabe eurer Generation. Wir haben damals gedacht, das ginge nicht, und dies war eine der Sackgassen der zweiten Frauenbewegung. Die heterosexuellen Frauen sind auf diesen «Queer-Zug» aufgesprungen, der, glaube ich, keine Antwort ist auf dieses Problem. Für andere Formen des Begehrens und der Begegnung in einer intimen Beziehung gibt es einfach noch keine kulturellen Formen. Man hat gedacht, wenn die Frauen in die männliche Position gelangen, sei das Problem gelöst.

ANS: Ist die Zweierbeziehung zwischen Mann und Frau, wie sie paradigmatisch ist, auch Stütze dieser Subjekt-Objekt-Begegnung?

TS: Ich glaube nicht. Was Irigaray mit einer intersubjektiven Beziehung beschreibt, ist auch eine Zweierbeziehung. Ich glaube jedenfalls nicht, dass es notwendig ist, die Zweierstruktur aufzulösen, um zu einer anderen, für Frauen weniger problematischen Form von Sexualität und Begehren zu gelangen. Ich glaube, das Konzept der Poly-

morie ist keine Lösung für die Mehrheit der Menschen. Und ich glaube auch nicht, dass Kinder, die in einer WG von mehreren Elternteilen aufgezogen werden, deshalb polyamouröser werden als andere – im Gegenteil.

ANS: Sollten wir alle, aber insbesondere junge Frauen, eine Psychoanalyse machen?

TS: Auf jeden Fall. Aber bei einer aufgeklärten Analytikerin. Es gibt sowohl konservative Strömungen wie auch sehr fortschrittliche Positionen in der Psychoanalyse. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Praxis anders funktioniert als in der Theorie, dass also die Analytikerin es anders macht, als es festgeschrieben steht – vielleicht ohne es zu wissen, einfach aufgrund dessen, dass sie selbst in einer weiblichen Position ist. Und das ist gut so. Gerade Frauen waren mehrheitlich in dem, was Freud «Laienanalyse» genannt hat, tätig. Ich glaube, dass daraus eine Art subversive Praxis entstanden ist, die sich nie in einer Theorie niedergeschlagen hat. Und das ist vielleicht ihre Chance, weil sie sonst wieder auf gewisse patriarchale Grundannahmen zurückgeführt würde. Ich glaube aber, dass Lacan an diesen patriarchalen Grundannahmen sehr viel verschoben hat. Es gibt also durchaus feministische Anschlussmöglichkeiten an Lacan. Ich halte die Psychoanalyse für ein gutes Mittel für eine feministische Bewegung, weil damit das Begehren ins Spiel kommt. Wobei Mittel das falsche Wort ist, weil es gerade nicht um ein instrumentelles Verhältnis geht. Ich glaube, dass die Psychoanalyse die am wenigsten normative Methode ist, sich selbst und seinem Begehren näher zu kommen.